№ 127.



Dienstag, am 25. Oktober 1836.

Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Der Geburtstag.
(Schluß.)

Solche Fälle, wie mein Schicksalsfall vom Pferde in den Graben, gehören den mißlichsten an, und wohl verdient Der, den sie betreffen, das allgemeine Bedauern seiner Zeitgenossen. Aber die Welt ist böse und muthwillig; letzteres sind besonders die Spaziergänger. Statt mich zu bedauern und mir eine Thräne des Beileids zu schenken, begafften sie mich unter Hohngelächter. Mühsam raffte ich mich empor und hinkte eine Viertelmeile Wegs zurück bis zum ersten Gasthause vor der Stadt. Hier war ich nun mit fremdem Beistande bemüht, meine Kleider möglichst schnell zu säubern und zu trocknen, so daß ich, als der Abend eintrat, wieder menschlichen Ansehens nach der Stadt zurückkehren konnte.

O verhängnißvoller Geburtstag! seufzte ich unterweges, wie lange vorher freuete ich mich auf dein Erscheinen, wie bitter hast du mich aber getäuschet! Betteinbruch! Mundtasse! Wäscherin! Lotterieloos! Weinhausscharmützel! schmollende Gastgeber! Brautverlust! und zuletzt noch Platzregen auf freier Straße und Sturz vom hohen Pferde in den garstigen Graben! Mein Gedächtniß zählte mir diese Unglücksartikel der Reihe nach vor. Das Verdrießlichste dabei blieb mir der besorgnißvolle Gedanke, daß alle die vorgenannten von mir erlittenen Fatalitäten leicht zur Kenntniß des Publikums gelangen, ja selbst meiner resignirten Braut und ihrem neuen Adonis bekannt werden, und ich dann obendrein noch ein Gegenstand des allgemeinen Spottes werden könnte. Auch ist die Stunde der Mitternacht noch nicht da, fuhr ich in meinem tiefen Selbstgespräche fort. Wer weiß, was dir noch Alles bevorsteht; solch ein verhängnißvoller Tag gleicht einem Fläschchen voll bitterer Medizin, die ein armer Patient vom Fläschchenhalse bis zum Bodensatz verzehren muß! Wäh-

rend ich Dieses und Anderes zu mir selber sprach, empfing meine rechte Schulter plötzlich einen so heftigen Schlag, daß ich rücklings in sitzender Stellung mit dem Straßenpflaster in Berührung kam. Im ersten Moment des Erschreckens befürchtete ich von einem Straßenräuber überfallen zu sein und wollte schon ein Mordgeschrei erheben; da schimmerte mir noch zur rechten Zeit, wenn auch kein freundlicher Stern, so doch das Lampenlicht der Straßenlaterne entgegen, an deren Pfahl ich in meiner Zerstreuung auf anstößige Weise gerannt war. Das Uebelste war, daß ich förmlich eingeklemmt dasaß, indem ich geradewegs in die naßgepolsterte Gosse gerathen war. Erst als Straßengänger dazu kamen und, wahrscheinlich mich für einen Betrunkenen haltend, neugierig die Frage an mich richteten: warum ich mich in diesem Sperrsitz ansäßig gemacht habe? arbeitete ich mich, mit Zusammenraffung aller Kräfte hervor. Wie von Kartätschen verfolgt, rannte ich nach meiner Wohnung, wo ich meine neuen, doch jetzt bis auf den Grund ruinirten Sonntagskleider gegen meinen Wochentagsanzug umtauschte. Dann trat ich den Weg nach dem Schauspielhause an, wo man für diesen Abend eine meiner Lieblingsopern angekündigt hatte. Doch, armer Sterblicher!

> Bist du dem Unglück erst verfallen,
> Hält es dich erst mit einem Finger fest;
> Wird es dich bald umschlingen auch mit allen
> Zerfleischenden und gift'gen Krallen,
> Bis du geleert des Kelches Rest.

Die erste Sängerin war erkrankt; statt der erheiternden Oper gab man ein schauerliches Melodrama. In meiner dermaligen trüben Stimmung hieß das gerade, Oel ins Feuer gießen. Ich verwünschte alle Melodramdichter und verließ unwillig das Haus noch vor dem Schlußakte.

Jetzt blieb mir nur noch die Punschgesellschaft übrig, zu welcher ich eingeladen war. In ihrem jovialen Kreise hoffte ich Ersatz für meine Tagesleiden zu finden. Als ich das Haus erreichte, in welchem ich jene Gesellschaft schon versammelt glaubte, wurde meine Neugierde durch die Volksmenge rege, die ich hier im Gewoge erblickte. Auf meine Frage erfuhr ich, daß man eben den Bewohner dieses Hauses und mehre seiner bei ihm versammelt gewesenen Freunde, wegen demagogischer Umtriebe verdächtig, in Haft genommen habe. Also auch die letzte Hoffnung vereitelt! Indeß war ich, der den Sinn des bösen Wortes Demagogie nur theoretisch kannte, bei ruhiger Betrachtung und mit Erinnerung an das alte Sprichwort „mitgefangen, mitgehangen," doch herzlich froh, diesem neuen Sturmanlaufe des Schicksals noch so glücklich entronnen zu sein.

Ich nahm jetzt zu einer Restauration meine Zuflucht. Nachdem ich hier mehre Gläser schlechten Punsches getrunken hatte, ließ ich mich durch Zureden verleiten, an einem Hasardspiele Theil zu nehmen. Anfänglich spielte ich mit Glück, pointirte dann höher, und war, als die Stunde der Mitternacht eintrat, nicht allein meiner ganzen Baarschaft entledigt, sondern hatte auch meine goldene Taschenuhr bei dem Restaurateur in sicherm Versatz stehen. Nach Eroberung dieser neuen Lebenserfahrung, trat ich den Weg nach Hause an.

Das Regengewölke war dem Horizonte entwichen, traulich flimmerten die Sterne an dem blauen Himmelsgewölbe, und, wie man verstohlen ein Liebchen grüßet, hatte der Mond seinen Silberblick der Erde zugewandt. Beim Anblicke dessen wurde mein aufgeregtes Herz etwas ruhiger. Ich erhob den Blick zu dem sanften Mondgestirne, als wollte ich mit ihm ein Zwiegespräch anknüpfen; wobei ich dicht vor einem Hause stehen blieb. „Pst!" hörte ich jetzt aus einem Fenster der dritten Etage zischeln. Ich wandte den Kopf dahin, und erkannte beim Scheine der Himmelslaterne ein jugendlich weibliches Angesicht. „Sind Sie es?" flüsterte es darauf mit wohltönender Stimme. „Ja," antwortete ich mit ebenso verhaltener Stimme. Ich weiß auch bis zu dieser Stunde noch nicht, was ich Anderes hätte antworten sollen; war ich doch ein Ich, und wenn mich noch heute Jemand fragt: „Sind Sie es," so kann ich nur mit einem Ja antworten. „Ich werde gleich die Thüre öffnen," sprach nun die Stimme aus dem Fenster; worauf dieses leise zugezogen wurde. Ich rieb mir seelenvergnügt in die Hände, denn ich hoffte ein interessantes Abenteuer zu bestehen. Jedenfalls war hier ein Mißverständniß vorherrschend; ich stand unten im Mondschatten, und war solcherweise wahrscheinlich für einen Andern gehalten worden. Indem ich nun an der Thüre lauschte, auch schon ein leises Knarren der Treppstufen vernehmen konnte, erschollen von dem einen Straßenende Männertritte und Waffengerassel. Eine Militairpatrouille zog durch die Straße. Ich schritt ihr entgegen und vorüber, worauf ich ihr

dann in einiger Entfernung wieder folgte. Bei meiner Rückkunft hörte ich deutlich von der vorerwähnten Hausthüre den Riegel zurückschieben und dann leise das Schloß knacken. Doch die bösen Patrouillen! Eben klapperte eine zweite, eine Wächterschaar, vom entgegengesetzten Straßenende heran. Sie war mir zu nahe, um schon den Schritt zum geheimnißvollen Stelldichein wagen zu dürfen. Ich ging daher auch dieser Patrouille keck entgegen und vorüber, durcheilte dann einige Straßen, und erreichte zuletzt wieder das Haus, das sich mir als Tempel der Hoffnung darstellte. Das Fenster in der dritten Etage sah ich von Neuem halb geöffnet; die Winke, die von dort kamen, galten mir als telegraphische Zeichen zu den vier Buchstaben K O M M. Behutsam schlich ich vorwärts. Die Hausthüre fand ich, wie ich erwartet hatte, nur angeschoben. Schon war ich im Hause, und wollte nun die Thüre leise schließen. Ein sich dazwischen klemmender Gegenstand von bedeutendem Umfange hinderte mich daran — es war der sogenannte stille Wächter, der, mir in meinem zufälligen Siegesrausche unbemerkt, mir Schritt für Schritt gefolgt war. Hätte ich nur Geld bei mir gehabt, so würde es mir ein Leichtes gewesen sein, die Allarmseele des Stillen zu beruhigen. Aber der böse Spieltisch hatte mich ja des Mittels beraubt, hier das verdrießliche Mißverständniß zu beseitigen. Indem der Wächter nun mit der linken Hand stürmisch die Hausthürglocke läutete, packte mich seine Rechte krampfhaft beim Kragen. Bald wurde es im Hause lebendig, „ein Dieb! ein Dieb!“ hörte ich tiefe und sonore Stimmen durcheinander schreien. Die Hausbewohner stürzten mit Armleuchtern in den Händen treppab, während immer mehr trinkgeldlustige Wächter von der Straße hereindrangen. Zuletzt kam auch der Hausherr, ein gestrenger Kriegsrath, dazu. Ich dachte zu liberal, um die Dame in der dritten Etage durch eine treuhistorische Mittheilung von dem Hergange zu kompromittiren, daher gab ich vor, beim Vorübergehen ein Offenstehen der Hausthüre bemerkt zu haben und als Warner erschienen zu sein. Meine Entschuldigung wurde verlacht, zudem da ich gerechte Ursache hatte, meinen Stand und Namen bei dieser Gelegenheit zu verschweigen. „Man kennt schon die Ausflüchte dergleichen Vögel!“ raisonnirte der Kriegsrath; „marsch mit dem Dieb nach der Wache!“ Dorthin zogen nun die Pelzmänner mit mir ab. Ich mußte obendrein noch sehr zufrieden sein, mit einigen Stößen davon zu kommen.

Der Morgen graute schon, als ein Polizeimeister als Revisor in die Wachstube trat. Ich wurde jetzt demselben als ein eingefangener Dieb vorgestellt. Glücklicherweise war dieser Polizeimeister einer meiner Bekannten, der denn sofort meine Freilassung bewirkte. Jubelnd zog ich von der steinharten Pritsche und aus der dunstschweren Wachstubenatmosphäre ab.

Bei meiner Nachhausekunft erstaunte ich nicht wenig, den Schlüssel in der Hausthüre stecken zu finden; ich hatte ihn am vorhergegangenen Abend, in Folge meines schweren Unmuths vergessen. Desto aufmerksamer hatten sich jene Leute, von welchen ich von Mitternacht bis Tagesanbruch durch Mißverständniß ein Titular-Kollege gewesen war, dabei gezeigt — in meinem Zimmer sah es aus, als wenn Frau Auktion dort ihre Visite gemacht. Mein kleines baares Vermögen, Kleider, Wäsche, Betten, Bücher, mit einem Wort: alle Werthsachen waren fort; nur die Nägel in der Wand, den zerbrochenen Bettrahmen und die glänzenden Scherben meiner schönen Mundtasse hatten mir die Diebe zurück gelassen.

Seit jenem Ereigniß trüben Angedenkens lasse ich jeden meiner Geburtstage ungehindert vorüberziehen. Zudem hat mir jener verdrießliche Tag noch die Lehre gegeben: nie auf den künftigen Tag zu bauen, vielweniger noch das Vorhaben zu fassen: e i n m a l recht froh sein zu wollen.

Nimm deine Tage hin, wie sie kommen; giebt dir der Himmel einen guten Tag, so erfreue dich seiner, und verkümmere ihn dir nicht durch trübe Blicke in die Zukunft. In dem Garten der Gegenwart brich dir die Rosen der Freude; befürchte nicht, daß es die letzten sind, aber hoffe auch mit Zuversicht auf keine neuen.

W. Sr.

Eine Assecuranz-Novelle.

Ein eben aus New-York in Danzig angelangtes Handelsschiff bringt von dort die Nachricht über folgendes Ereigniß, das dort kurz vor dem Abgange dieses Schiffes vorgekommen ist und ein Pröbchen davon liefert, daß selbst dort, wo der Glaube der Lüge eine undurchdringbare Mauer aufgerichtet, die List doch ihr Durchgangspförtchen zu finden weiß.

Der Quäcker John Ladey, einer der bedeutsamsten Kaufleute in New-York hatte eins seiner Schiffe mit einer ungewöhnlich reichen Ladung nach Frankreich ausgesandt. Er meldete sich darauf bei der New-Yorker Assekuranz-Anstalt, um den Werthbetrag des Schiffes und der Fracht zu versichern. Die Prämie dafür betrug aber eine so bedeutende Summe, daß der Schiffsherr schon entschlossen war, die Sache dem guten Glück anheim zu stellen. Zuletzt aber ließ ihn die Vorsicht sich doch eines Bessern besinnen, er kehrte zum Vorsteher der Assekuranz-Anstalt zurück, und das Geschäft wurde abgeschlossen. Vierzehn Tage darauf erhielt der gute Quäcker — dem man, entweder aus Geschäftsaumseligkeit oder durch Hinterlist dazu bewogen, die Police noch nicht zugeschickt, und der selbst auch nicht weiter daran gedacht hatte — von seinem Schiffskapitain ein Schreiben, welches die Trauerbotschaft enthielt, daß das Schiff während einem heftigen Sturm leck geworden und gesunken sei. Die Mannschaft war nur mühsam durch das Dazukommen eines fremden Schiffes, an dessen Bord der Kapitain den Brief an seinen Patron flüchtig geschrieben, gerettet worden.

Jetzt erst erinnerte sich Ladey, daß die Police ihm noch nicht zugekommen. Freilich war das Versicherungsgeschäft gegenseitig durch Wort und Handschlag abgeschlossen worden; allein der Vorsteher der Assekuranz-Anstalt war allgemein als ein Schlaukopf bekannt. — Die Angelegenheit war für den Quäcker höchst kritisch. Die Wahrheit durfte er, seinem Religionsgesetze nach, nicht zurückhalten; durch den Verlust der Versicherungssumme wurde aber sein Haus mit Gefahr bedroht. Da schlug er den Mittelweg ein. „Gehe,“ befahl er einem seiner Comtoirbedienten, „zu dem Herrn Vorsteher der Assekuranz-Anstalt und melde ihm von mir: daß wenn er die Police noch nicht ausgestellt haben sollte, dieses auch nicht mehr nöthig sei, indem ich so eben ein Schreiben von dem Kapitain des Schiffes erhalten hätte.“ — Der Diener erfüllte dieses Geheiß. „Nein, nein!“ entgegnete der Vorsteher, der sich den Sinn der Botschaft ganz anders deutete und die reiche Prämie nicht gern verlieren wollte, „was abgemacht ist, ist abgemacht! Gleich nach erfolgter Anmeldung des Herrn Ladey ist die Police vollzogen. Ich werde sie gleich mitgeben.“ Geschwinde ließ der Vorsteher die betreffende Police in einem Nebenzimmer ausstellen und händigte sie dem Diener ein. Als derselbe die binoende Schriftseinem Herrn überreichte, fragte dieser: „was hast Du denn zu dem Vorsteher gesprochen?“ Der Diener wiederholte wörtlich den ihm gewordenen mündlichen Auftrag. „Nun,“ sagte Ladey, „so bin ich von jedem Vorwurf befreit.“

Einige Tage später wurde der Untergang des Ladeyschen Schiffes Börsennachricht. Wüthend fuhr nun der überlistete Assekuranz-Vorsteher den Inhaber der Police an. „Wie Du Dich doch ereifern kannst!“ entgegnete dieser, „hab' ich doch zur gesetzmäßigen Frist die Versicherung gemacht, und lag doch, nach Deinen eigenen Worten, die Police schon 14 Tage bei Dir ausgefertigt. Ich ließ sie im angenommenen Nichtausfertigungsfalle bei Dir abbestellen, Du aber schicktest sie mir zu, indem Du sprachst: „Was abgemacht ist, ist abgemacht!“ — Die Assekuranzkasse mußte ungesäumt den vollen Betrag der versicherten Summe zahlen.

Theater in Danzig.

Die letzte der drei dem Abonnement vorangehenden Probevorstellungen, welche am vorigen Freitag die Oper „die weiße Dame“ enthielt, war durchweg die beste, befriedigte nicht nur, sondern übertraf auch die Erwartungen. Hr. Köhler debütirte als Georg. Auf der Danziger Bühne befand sich seit Clemens Huray kein Tenorist mit solcher voll- und wohltönenden Bruststimme. Hr. Köhler, der verdientermaßen gerufen wurde, ließ heute nichts zu wünschen übrig, als — zartere Handschuhe. Die zweite willkommene Erscheinung (obgleich nicht ganz mehr für die Rolle der „Anna“ geeignet) war Frau v. Zieten. Jeder Schritt, jede Bewegung, jede Miene dieser Dame giebt ein Zeugniß von feiner Bildung, von natürlichem Anstande. Wo die Grazien im Herzen wohnen, dort verwelken nimmer die Frühlingsblumen. — Dem. Westphal, als Jenny, trug wesentlich zu der freundlichen Aufnahme bei, welche dem Ganzen gezollt wurde. Ueberhaupt war diese Oper sorgfältig einstudirt, und schon die Ouvertüre erntete ein Applaudissement. Was mitunter beim Gesangvortrage störte, war, daß Herr Flüsterleise seinen Namen vergaß.

Herausgeber und Redakteur Wilhelm Schumacher. Gedruckt bei Louis Bogon.